

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 23 (1943-1944)
Heft: 7

Rubrik: Politische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gegen sagt die private Lebensordnung einer Ehe nichts —, daß die seelische Beziehung zur Frau wie weggefallen, wie ausgeschnitten ist. Er, der sich so sehr persona weiß: einer, durch den ein Ruf ergeht, — nie hört er, nie erscheint ihm die Frau in der Gnade und Kraft ihrer Sphäre. Figuranten, Funktionen nehmen ihre Stelle ein. Und die Liebe, gerade bei den größten Dichtern das allbelebendste Gestirn, es ist hier wie erloschen, verborgen unter dichter Tarnkappe. Es scheint so, wie wenn Jüngers Wesenskräfte sich zusammengezogen hätten zu rein täterisch-magischen Konzentrationen, Bildzeichen und Denkbildern, um durch eine bis in die feinste Nuance gestufte Klang- und Wortkunst ihr Höchstes zu erreichen. Nicht bloß in dem Namen „Marmorlippen“, der selber ist wie gefrorener Stein, vergletschter Fels, befällt uns „tragische Kälte“, dies Wesensmerkmal seines wie eine Antenne alle Schwingungen im Raume auffangenden Künstlertums. Wenn kritische Schärfe einst die Mängel im Werke mehr beachtet, die Starre, das Zerrißene, Fühllose, die weißen Flecken, das Unbestimmte (namentlich in bezug auf die christliche Welt) in Jüngers Werk, das Eine darf doch nie in die Vergessenheit absinken: wie hier im Wort ein Mann aufstieg und durch den Mann das Wort zu bezaubernder Größe wuchs, zum Ausdruck von fünfundzwanzig Jahren deutscher Geschichte und Geisteskampfes wurde, — zum Jünger und Medium der Göttermächte.

Politische Rundschau

Mit raschen Schritten . . .

Der britische Feldmarschall südafrikanischer Prägung, S m u t s, hat in seiner vor kurzem gehaltenen Rede, die er zu den Völkern des Britischen Empire sprach, die derzeitige Situation dieses Krieges aus einem prägnanten Vergleich mit der Situation zu charakterisieren gewußt, wie sie heute vor einem Jahre bestand. El Alamein und Stalingrad waren die Stichworte, die ihm zu wohlgefälliger Grundlage dienten, und man konnte es dem stets wohlunterrichteten Redner nachfühlen, wenn er nun, die weit überholte Periode ständiger Rückschläge als durchaus abgetan lässig von sich weisend, umso behaglicher den goldenen Kelch gewaltiger Erfolge vor den Augen einer durch die u m w ä l z e n d e n G e s c h e h n i s s e der letzten Monate elektrifizierten Welt zum Munde führte. Für unsere Beurteilung freilich, die propagandistische Dispositionen nicht benötigt und sich solcher deshalb stets zu enthalten gedenkt, bedarf es heute kaum der Berufung auf die sensationellen Stichworte aus dem Bereiche des letztjährigen Herbstes.

Bereits damals versuchten wir — und auch damals im Gegensatz zu manch' vorgefaßter Meinung! — die g r u n d s ä ß l i c h e W e n d u n g dieses Krieges festzulegen, und wenn wir dannzumal mehr „Stalingrad“ betonten als „El Alamein“, so geschah es aus jener durchaus rein tatsächlich begründeten Referenz vor der effektiven Übermacht des russischen Gewichtes, das, Sym-

pathien hin oder her, diese Übermacht auf dem Wege zur Kriegsentcheidung bis heute, und gerade heute, zu bestätigen mußte und weiß.

So war denn alles was geschah seit Stalingrad im Grunde nur der Ablauf einer im Grundsatz nunmehr festgenagelten Entwicklung, und was es seitdem zu bereden gab und zu bereden gibt, gehört allein und ausschließlich nur der Frage der Zeit, die der Ablauf dieser Entwicklung von der Menschheit noch fordern will, ehe die Stunde kommt, wo das Geschick zwangsläufig seine tragische Erfüllung findet. Denn die Entscheidung selbst ist ja längst schon gefallen!

So mag es uns denn genügen, daß wir allein des Ablaufes dieses Sommers gedenken, der uns in den Herbst dieser Tage führte — der Tage, die spannungsgeladen sind wie je, belastet von jenem Drucke einer schier untragbaren Ungewißheit und doch wieder Gewißheit, gezeichnet von jenen vielen kleinen und großen Zeichen, die aber alle das Merkmal des Untrüglichen an sich tragen. Denn die Stunde der letzten Entscheidung ist gekommen!

Als in den ersten Julitagen dieses Jahres, das nicht allein im Wenden des Kalenderblattes die Zeichen fünfundschwanzigjähriger Wiederkehr des Schicksals von 1918 trägt, die deutsche und die russische Offensive in den Bereichen von Charlow und Kurlsk aufeinanderstießen, waren in Italien die Würfel bereits gefallen. Denn was am 25. Juli geschah und am 3. September vollendet wurde, war ja weit mehr als der Zusammenbruch eines Systems, das längst zur spröden Fassade geworden war — es war die seit langem vorbereitete Abkehr von einem Verbündeten, dessen Lage der höchsten militärischen Führung des südlichen Partners bekannt sein mußte — ihr allein auch bekannt sein konnte. So bedeutungsvoll, ja sensationell, die totale Schwenkung Italiens in der Sphäre seiner Außenpolitik — nicht Kapitulation allein, sondern bewußter, gewollter und aktiver Übertritt in das andere Lager! — auch erscheinen mochte — nicht das war es, was den Beobachter am meisten zu bewegen vermochte: denn es war ja nicht die erste totale Schwenkung, die im Bereiche dieses Krieges geschah. Auch ist es Tatsache, daß die Realpolitik der Staaten noch nie anderen Befehlen gehorcht hat als denen des eigenen Interesses! Was aber im wirren Wandel jener Wochen entscheidungsvoll erschien in seiner wahren Bedeutung, war dieses: daß die königliche und oberste militärische Führung Italiens die Achse preisgab, obwohl sie wußte oder wissen mußte, daß dies vorerst die sofortige und schrecklichste Katastrophe für das Land bedeuten mußte, wie wir sie ja heute erleben. Denn sie konnte, angesichts der derzeitigen Dispositionsfähigkeit des Reiches und des fanatischen Willens seiner Führung mit einer rasch erfolgreichen Besetzung ihres Landes durch die Alliierten im Ernste ja nicht rechnen. So war denn die Schwenkung Italiens, im Hinblick wenigstens auf die unmittelbaren Folgen für das Land, ein Entschluß, der aus der Verzweiflung geboren wurde und anders wohl kaum zu verstehen ist. Warum aber kam es so weit?

Die Antwort im Grunde heißt wieder: Stalingrad — und ihr wirklicher Gehalt ist jene Entwicklung, die sich seit jener Schlacht ergab mit jener grausamen Unerbittlichkeit, wie sie vielleicht nur diesem Kriege eigen ist: Als der Pendel der Achse stürmisch hochschlug in den Geschneiffen bis zum 21. Juni

1941, da riß er unerbittlich nieder, was seinem Ausschlag widerstreben wollte — nun er widerschlägt in seinem rasenden Schwunge, trifft er zurück mit der gleichen Härte: unerbittlich.

Das aber ist nun der Sinn jener raschen Entwicklung, die wir seit den ersten Julitagen dieses Jahres verfolgen. Der Druck der russischen Heere hat diesmal den Charakter des Unwiderstehlichen angenommen. Wird er ein Ende nehmen — und wann? Das Reich hat Donez und Ukraine fast völlig geopfert, und nun naht der Winter.

Niemand wird bezweifeln, daß die Führung des Reiches, hinter dem Schirm einer lückenlos geschlossenen äußeren und inneren Propaganda, die Entwicklung der Geschehnisse aus jener völlig realistischen Einstellung beurteilt, die dem Nationalsozialismus im letzten Grunde ohne Zweifel eignet. Deshalb wird sie auch die verheerenden Folgen der alliierten Luftoffensive, nach jeder Richtung, voll in Rechnung stellen. Dazu aber gehört nicht allein die unmittelbare Wirkung des Luftkrieges auf den Gebieten der Rüstung im engeren Sinne, der Wehrwirtschaft und im stimmungsmäßigen Bereiche. Dazu gehört wohl auch die Abwägung der Folgen, welche durch eine Fortsetzung des Luftkrieges — allein im bisherigen Ausmaß — für die Gesamtwirtschaft des Reiches nach Kriegsende — in Konkurrenz mit den andern Völkern — entstehen müssen. Es erscheint deshalb — mag man es auch häufig so darstellen — doch wohl die Vermutung reichlich unwahrscheinlich, daß Deutschland „um Zeitgewinn“ kämpfe. Besteht nämlich für die Alliierten die Möglichkeit, die Luftoffensive, trotz gesteigerten Verlusten, allein im bisherigen Ausmaß fortzusetzen — und in bezug auf das heute voll entwickelte alliierte Potential nach der personellen und der materiellen Seite besteht hier kaum ein Zweifel — so muß sich dieses Argument wohl von selbst erledigen. Es wäre, darüber hinaus, viel eher zu sagen, daß eine Fortsetzung des Krieges unter den bisherigen Bedingungen die Gesamtposition des Reiches kaum zu verbessern vermag, wohl aber sie zwangsläufig verschlechtern muß.

Dabei ist die Schlagkraft der Wehrmacht des Reiches völlig unbestritten. Sie erweist sich seit Juli ohne Unterbruch in Rußland, wo das deutsche Heer zwar mit Verlusten, allein in völliger Ordnung, zurückgenommen wird. Sie erweist sich auch täglich auf den Schlachtfeldern Italiens. Allein man wird kaum darüber in Zweifel sein, daß dieser Tatsache — und mag der Heroismus noch so groß sein, der zwingend aus ihr spricht — kaum ein anderes denn ein retardierendes Element innewohnt. Für andere Perspektiven erscheint nunmehr die potentielle Überlegenheit der Alliierten zu groß. Auch besteht heute Klarheit darüber, daß die Unterseebootswaffe dem Einsatz dieses Potentials nicht mehr ernsthaft entgegenzutreten, ihn kaum nur zu behindern vermag.

So sieht sich denn das Reich heute drei Fronten gegenüber — der russischen, der Luftfront und der südlichen Front — der südlichen Front, die nunmehr aus Afrika auf den Kontinent herübergewechselt und den Abfall des Achsenpartners besiegelt hat. Aus ihr kann zudem, in Kürze, eine neue, gefährliche Luftfront erwachsen. Gegenüber diesem dreifachen Druck scheint es müßig, nach einer Balkanfront, gar nach einer „Zweiten Front“, zu fragen. Denn es erscheint, angesichts der bestehenden Verhältnisse und der kommenden Perspektiven auf dem potentiellen Sektor, als ausgeschlossen, daß das Reich, auf die Dauer, allein dem gesteigerten Druck der drei Fronten von

heute zu widerstehen vermag. Käme gleichwohl eine weitere, vielleicht selbst die „Zweite Front“, so könnte sie nur der Beschleunigung des Ablaufes dienen und wäre dann wohl im wesentlichen zu diesem Zwecke auch aufgestellt. Im wesentlichen: sonst wohl noch zur Sicherung des Westens gegen russische Praeponderanz.

So scheinen denn, angesichts der Gesamtsituation des Reiches — seine kontinentalen Verbündeten können kaum der Form nach noch mitzählen —, nunmehr jene Perspektiven vorzuliegen, die gebieterisch nach einer Lösung rufen wollen. Welches aber wäre diese Lösung? Vermag das Reich, im Hinblick auf die Gegebenheit der Umstände, heute noch die Alliierten zu trennen? Wir zweifeln sehr daran. Ist es richtig, daß im Frühjahr in Stockholm deutsch-russische Verhandlungen stattgefunden haben, und daß diese an dem Problem „Ukraine“ scheiterten, so mag sich nun dieser oder jener darüber seine Gedanken machen — heute, da die Russen den Dnjepr überschritten haben und weit in das westliche Gelände stoßen. Allein es erscheint unbestritten, daß ohne Trennung der Alliierten für das Reich eine Lösung nicht mehr besteht — es sei denn, es erfolge rasch jener radikale Schritt, von dem die Welt nicht zu sprechen, kaum zu flüstern wagt. Und doch liegt etwas in der Luft...

Im Felde, 24. Oktober 1943.

Jann v. Sprecher.

Kulturelle Umschau

Basler Studenten spielen griechische Klassiker.

Immer wieder überraschen uns die Basler Studenten unter der verdienstvollen und hingebenden Leitung von Dr. K. G. Kachler mit der Aufführung griechischer Stücke. Zweimal kam dieses Jahr Euripides zu Wort: am 20. Juni im Amphitheater von Augst mit dem „Okylops“, dem einzigen ganz erhaltenen griechischen Satyrspiel, und am 26. September im Kunstmuseum Basel mit der „Iphigenie bei den Tauriern“, der Tragödie, die unseren größten deutschen Dichter zu einem seiner schönsten Werke anregte. Beide Male wurde in Masken gespielt und den Chören eine rhythmische und musikalische Untermalung gegeben, um so etwas von der ursprünglichen Gestalt antiken Theaters ahnen zu lassen. Besonders schön trat dies naturgemäß bei der Aufführung in Augst in Erscheinung, wobei bemerkt werden muß, daß der „Okylops“ griechisch gesprochen wurde, was dem Ganzen einen speziellen Reiz verlieh, während die „Iphigenie“, in der Übersetzung von J. J. C. Donner, mit zum Teil echter antiker Musik gegeben wurde.

Entließ einen das Satyrspiel mit dem Eindruck heiterer Lebenslust, obgleich auch hier das allbekannte Thema von der Blendung des Polyphem vom Dichter zu einer Verherrlichung griechischer geistiger Überlegenheit gegenüber barbarischem Unverstand gesteigert ist, so war es bei der taurischen Iphigenie, wo letzten Endes ein ähnliches Motiv behandelt ist, besonders die meisterhafte technische Behandlung des Stoffes, die fesselte und den Zuhörer in Atem hielt: zweimaliger Botenbericht; retardierende Momente bis zur Wiedererkennung; Täuschungsmanöver und wunderbare Rettung der Helden; endlich der vielgeschmähte „deus ex machina“. Ein Vergleich beider Stücke hinsichtlich ihrer Wirkung ließ uns die Befreiung verstehen, die ein solches Satyrspiel, heiter und schwerelos, nach der seelischen Erschütterung einer tragischen Trilogie bedeutet. Das war der richtige Ausklang eines anstrengenden Tages im großen Theater am Fuße der Akropolis.